

Mit Möglichkeitssinn Bedeutung erfinden

Eines der Hauptgestaltungsprinzipien des Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* ist mit dem in der Forschung vielbeachteten Begriff »Möglichkeit« verknüpft.¹ Die einzelnen Romanfiguren fungieren prototypisch als Verwirklichung verschiedener Möglichkeiten zu leben. Ulrich zeichnet sich dadurch aus, dass er »alle von seiner Zeit begünstigten Fähigkeiten und Eigenschaften in sich« (MoE 47) hat, in Hinblick auf die Aktualisierung dieser zahlreichen Möglichkeiten aber so zögerlich ist, »daß er sich eines Tages als ein Mann ohne Eigenschaften vorkommt.« (MoE 18)

Der Unterschied zwischen Ulrich und den anderen Romanfiguren liegt dabei weniger in den Anlagen – potentiell könnten alle Figuren eigenschaftslos werden, wenn sie auf die Verwirklichung bestimmter Eigenschaften verzichteten – als in dem Verhältnis von Wirklichkeitssinn zu Möglichkeitssinn. Diese Unterscheidung wird bereits im vierten Kapitel relativ knapp, aber vielschichtig und in einer Weise vorgenommen,

1 Vgl. zum Beispiel Luserke, Matthias, *Wirklichkeit und Möglichkeit*, Frankfurt a.M., Bern, New York, Paris 1987: Lang; Marschner, Renate, *Utopie der Möglichkeit: Ästhetische Theorie*, Stuttgart 1981: Akademischer Verlag Heinz; Zangenmeister, Wolfgang H., Robert Musil. *Möglichkeit und Mathematische Mystik*, Aachen 1997: Shaker; Schmitz, Michael, »Bewußter Utopismus« und »Anderer Zustand« – *Die Konzeption des Möglichkeitsdenkens in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«*, 1998: Grin. Die Liste ließe sich noch ausführlich ergänzen, allein die genannten Titel zeigen das Spektrum unterschiedlicher Forschungsfragen, die sich aus dem Thema »Möglichkeit« ergeben.

die für den weiteren Verlauf des Romans wie für das Verständnis des aktiven Passivismus bedeutsam ist.

Der Möglichkeitssinn ist eine Analogiebildung zum Wirklichkeitssinn und wird im Titel des Kapitels als Konsequenz aus diesem abgeleitet: »Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben« (MoE 16).

Da derjenige, der über Wirklichkeitssinn verfügt, sich beim Durchqueren geöffneter Türen an die »Tatsache« hält, dass diese »einen festen Rahmen haben« (ebd.), stellt sich die Frage, wie jemand mit Möglichkeitssinn im evozierten Türen-Bild agieren würde, die an dieser Stelle des Romans aber nicht direkt beantwortet wird. Will ein solcher Mensch Türen gar nicht passieren? Oder betrachtet er den Rahmen als etwas Bewegliches? Was wäre die Folge eines solchen Umgangs mit Türen?

Dass die Differenz zwischen Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn maßgeblich für das Weltverhältnis eines Menschen insgesamt ist, bezeugt das Bild der Tür. Schließlich handelt es sich um eine vollkommen gewöhnliche Erfahrung, Türen zu durchqueren, um von einem Raum zum anderen, von drinnen nach draußen und zurück zu gelangen. Ein Umgang mit Türen, bei dem der Rahmen nicht eindeutig als fest und die Öffnung nicht als passierbar gekennzeichnet werden kann, erscheint als Absonderlichkeit und als Schwäche. Allerdings nur, wenn das Ziel ein reibungsloses Durchqueren der Tür ist. Das scheint beim Möglichkeitssinn nicht der Fall zu sein.

Die Annahme liegt nahe, dass der Möglichkeitssinn dazu befähigt, das Verhältnis von Durchlässigem und Festem, von Passage, Übergang und Öffnung, von Innen und Außen zu hinterfragen. Er akzeptiert den undurchdringlichen Rahmen, der nur begrenzte Handlungsoptionen zulässt, nicht als gegeben. Während der an Wirklichkeit Orientierte die Tür als Objekt der gewohnheitsmäßigen Anwendung gebraucht, kann man spekulieren, dass ein Mensch der Möglichkeit vielleicht weniger an der Passage, sondern an der Tür selbst, ihrer Beschaffenheit und damit an verschiedenen Möglichkeiten ihrer Veränderung oder Anwendung

interessiert ist.² Nach Lacan ist die Tür das Symbol schlechthin für Übergänge und Übertritte. Sie als Reales aufzufassen, führe zu »merkwürdigen Missverständnissen«. Wer sie etwa als erfrischende Quelle frischen Luftstroms betrachtet, lande direkt in der Wüste.³ Gerade diese Besonderheit der Tür, bewusst oder unmerklich von einem Ort zu einem ganz anderen führen zu können, spielt der Möglichkeitssinn aus. Er ist eine produktive geistige Aktivität.

Wer ihn [den Möglichkeitssinn] besitzt, sagt nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. (MoE 16)

Anstatt didaktisch-kommunikativ, also im Sinn einer Vermittlung der Realität, zu handeln, wie es im zitierten Abschnitt der Wirklichkeitsmensch tut, der »sagt« und »erklärt«, ist der Möglichkeitsmensch mental aktiv, schöpferisch tätig, er »erfindet« oder »denkt«. Er kommt mit seinen Gedanken in Windeseile von der Stelle, von der Wirklichkeit in geistig unbekannte Gefilde, in die Wildnis – und zwar durch geistige Handlung, ohne in Realität aktiv geworden zu sein. Damit entspricht er dem, was Musil negativ bestimmt als Charakteristikum des Dichters betrachtet. Der Wirklichkeitsmensch ist kein Dichter.⁴ »Die Un-

2 Im Druckfahnen-Kapitel 39 aus dem 2. Teil des MoE sieht Agathe es als Voraussetzung für »Liebe, Güte und Teilnahme« sich »mitsamt der Wirklichkeit aus[zu]heben wie eine Tür aus der Angel« Musil, Robert, *Gesamtausgabe*, Wien, Salzburg 2016f.: Jung und Jung, hier Bd. 4, S. 34. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit GA abgekürzt.

3 Vgl. Lacan, Jacques, *Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse. Le Séminaire II* (Hg. Jacques-Alain Miller), Paris 1978: Éditions du Seuil, S. 412f.

4 Auch in Marcel Prousts »Recherche« hebt der Erzähler seinen Hang zum Möglichkeitssinn hervor. Ihm sei »meiner Natur nach die Welt des Möglichen stets zugänglicher gewesen [...] als diejenige der tatsächlichen kontingenten Wirklichkeit.« Dies führe zu einem Mangel, Vorhersehbares zu erkennen und einer »Apathie«, die allerdings allein auf wirkliche Tätigkeiten bezogen ist, die Produktion geistiger »Bilder« und Leiden daran aber keineswegs ausschließt. Vgl.

terscheidung selbst ist einfach: Dichtung vermittelt nicht Wissen und Erkenntnis.« (GW, Bd. 7, S. 967) Dadurch läuft ein dichterischer Mensch bei aller Agilität auch Gefahr, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden zu werden.

Eine Unterscheidung zwischen zwei Spielarten⁵ des Möglichkeits-sinnes wird sogleich vorgenommen, deren eine »die Wirklichkeit nicht begreifen kann oder ihr ausweicht, wo also das Fehlen des Wirklichkeitssinnes wirklich einen Mangel bedeutet.« (Ebd.) Bei diesem Möglichkeitssinn fehlt der Rückbezug zur Wirklichkeit als Quelle und Ausdruck von Möglichkeiten; auf diese Weise ist Möglichkeitssinn Schwäche und Flucht davor, die Realität in ihrer Festigkeit erleiden zu müssen.

Dann gibt es aber noch eine zweite Spielart, welcher der Erzähler offenbar mehr Potential zuerkennt. Der Möglichkeitsmensch der zweiten Spielart erkennt die Wirklichkeit und bezieht sich auf sie, allerdings ohne sie »wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.« (Ebd.) Mehrfach im vierten Kapitel wird die produktive Qualität der Möglichkeit und des Möglichkeitssinnes dieser Art hervorgehoben, wiederholt wird er emphatisch mit Begriffen der Göttlichkeit und Schöpfung charakterisiert. So ist der Möglichkeitssinn nicht nur eine »schöpferische Anlage.« Mehr noch:

Das Mögliche umfaßt [...] nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes. Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer

Proust, Marcel, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Bd. 5, *Die Gefangene*, Frankfurt a.M. 2000: Suhrkamp, S. 28.

⁵ Sicherlich bewusst gesetzt ist in diesem Zusammenhang der Begriff der Spielart, also Arten zu spielen, der beiden Typen von Möglichkeitsmenschen als Handlungsmodus das Spiel zuordnet. Vgl. zur Unterscheidung der beiden Sorten von Möglichkeitssinn Hüschen, Sebastian, *Möglichkeit und Wirklichkeit*, Stuttgart 2004: Ibidem, S. 136ff.

Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt. (ebd.)

Das Verhältnis von Möglichem zu Wirklichem ist eine mathematische Gleichung, die nicht aufgeht, weil das Mögliche nicht als das Ergebnis einer Subtraktion gefasst werden kann. Die Gleichung wird durchbrochen durch das Auftauchen vom Neuen: der Erfindung. Feuer und Flug erscheinen als Errungenschaften, die – mit Gedanken etwa an Prometheus und Dädalus – nicht nur göttlich sind, sondern deren Handhabung durch die Menschen eine Herausforderung der Götter darstellt. Der Mensch stellt sich mit seiner Fähigkeit der Erschaffung neuer Wirklichkeiten auf eine Ebene mit den Göttern. Dies bestätigt das folgende fünfte Kapitel namens »Ulrich«, in dem tatsächlich ein Gott aufgerufen wird, der über reichlich Möglichkeitssinn verfügt.

In einem Aufsatz schreibt der Protagonist des Romans, Ulrich, als Schüler des »vornehmen Gymnasium[s] der Theresianischen Ritterakademie« über die Vaterlandsliebe,

daß ein ernster Vaterlandsfreund sein Vaterland niemals das beste finden dürfe; ja [...] daß wahrscheinlich auch Gott von der Welt am liebsten im Conjunctionis potentialis spreche (hic dixeret quispiam = hier könnte einer einwenden ...), denn Gott macht die Welt und denkt dabei, es könnte ebensogut anders sein. (MoE 18f.)

Die Nähe zueinander, in die Ulrich Mensch (»Vaterlandsfreund«) und Gott rückt, weist auf das »sehr Göttliche[s]« (MoE 16) hin, das in der Möglichkeit angelegt ist; sie ist das Material zur Gestaltung von Welt, die ihre wirkliche Erscheinungsform immer übersteigt. Damit wird nicht nur Aristoteles' Primat des Aktualen vor dem Potentiellen, sondern auch Leibniz' Theodizee auf den Kopf gestellt.⁶ Die Wirklichkeit steht nicht an der Spitze einer Pyramide unzähliger defizitärer Möglichkeiten, sie bildet die Basis, von der aus sich die Vielfalt des Möglichen entfaltet. Beide stehen in einem Verhältnis gegenseitiger

⁶ Vgl. Moosbrugger-Kapitel dieser Arbeit.

Abhängigkeit: ohne Wirklichkeit bleibt die Möglichkeit wirkungslos, ohne Möglichkeit die Wirklichkeit trost- und bedeutungslos.

Im vierten Kapitel wird wiederum mit mathematisch-statistischem Vokabular eine stabile Menge von Möglichkeiten in der Wirklichkeit konstatiert. Diese Konstanz wird erst durch den mit Möglichkeitssinn ausgestatteten Menschen in Bewegung gebracht:

Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, und nichts wäre so verkehrt, wie das zu leugnen. Trotzdem werden es in der Summe oder im Durchschnitt immer die gleichen Möglichkeiten bleiben, die sich wiederholen, so lange bis ein Mensch kommt, dem eine wirkliche Sache nicht mehr bedeutet als eine gedachte. Er ist es, der den neuen Möglichkeiten erst ihren Sinn und ihre Bestimmung gibt, und er erweckt sie. (MoE 17)

Die gleichen Möglichkeiten sind Optionen, Alternativen zwischen Diesem oder Jenem, wobei keine der Wahlmöglichkeiten eine Überraschung birgt. Die bestehenden Möglichkeiten sind erschöpft. Jede ist wohlbekannt und mündet in der Langeweile des Immergleichen, das in einer gewissen endlichen Menge an Möglichkeit erstarrt. Erst der denkende und erfindende Mensch, der dichtende, bringt Bewegung in diese vermeintliche Unverrückbarkeit, indem er sich der Wahl, der Handlung enthält, sich für keine der Optionen entscheidet. Erst die Verweigerung, der aktive Passivismus, lässt die Stabilität in sich zusammenfallen. Die Möglichkeiten werden dadurch nicht nur vervielfältigt, vor allem werden sie der Beliebigkeit enthoben, sie werden bedeutend, das heißt, sie entfalten eine Wirkung in der Welt.

Nur eine Vorsilbe unterscheidet die Tätigkeit von Wirklichkeit und Möglichkeitsmensch; der Unterschied aber ist deutlich. Während im ersten Fall die alltägliche und wenig aufregende Handlung des Weckens vollzogen wird, – die Wirklichkeit »weckt« die Möglichkeiten – ist die Tätigkeit des Möglichkeitsmenschen wiederum mit einem Verb aus dem religiösen Kontext benannt. Dieser »erweckt« die »neuen Möglichkeiten«. Indem sie erschaffen werden, sind sie nicht wirklich, aber wirksam.

Aus dem Verbrauchten wird das Neue herausgekitzelt. Der Mensch ist schöpferisch, weil er indirekt, durch seine Aufmerksamkeit auf das Spektrum des Möglichen, für die Bedingung zum Hervortreten neuer veränderter Wirklichkeiten sorgt: Die Ideen eines mit Möglichkeitssinn begabten Menschen sind »nichts als noch nicht geborene Wirklichkeiten« (MoE 17). Und da die Erde »noch nie so recht in gesegneten Umständen« war, bedarf es des »bewußtesten Utopismus« (MoE 16) der diesen Ideen innwohnt. Der Möglichkeitsmensch ist, wenn nicht ihr alleiniger Schöpfer, so doch Geburtsshelfer einer Welt, die der unfruchtbaren Erde nicht bedarf, sondern nur des Geistes.

Die Wirklichkeit als Wiederholung immer gleicher Muster wird als unnötige Verengung einer eigentlich vorhandenen, aber nicht aktivierten Fülle dargestellt. Wie Musil es in einem Brief fasst: »In unserer gegenwärtigen Welt geschieht größtenteils nur Schematisches (Seinesgleichen), d.i. Typisches, Begriffliches, und noch dazu Ausgesogenes.«⁷ Auch im Roman tauchen immer wieder Bilder einer sedimentierten Oberfläche und darunter liegender chaotischer Bewegung auf.⁸ Der Möglichkeitssinn, so wird nahegelegt, begnügt sich nicht damit, sich an die durch bloße Konventionen und Gewohnheit begründeten Schemata zu halten. Das Immergeleiche gibt sich den Anschein von Notwendigkeit und wird gesellschaftlich als solche betrachtet. Dennoch ist sich der Erzähler (und mit ihm Ulrich) bewusst, dass die geistigen Größen, die als Maßstab zur Erkennung der Wirklichkeit dienen, zufällig entstanden und widerrufbar sind.

7 Musil, Robert, *Briefe. 1901-1942*, 2 Bde, hg. v. Adolf Frisé, Reinbek 1981: Rowohlt, Bd. 1, S. 498.

8 Vgl. z.B. »Ein heißer Strahl und erkaltete Wände«, MoE 128ff. Hier erscheint Musil in deutlicher Nachfolge von Nietzsche, der als Ursache der ruhigen Lebentüchtigkeit des Menschen »das Hart- und Starr-Werden einer ursprünglich in hitziger Flüssigkeit aus dem Urvermögen menschlicher Phantasie hervorströmenden Bildermasse« angibt. Vgl. »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne« in: Nietzsche, Friedrich, *Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Be trachtungen*, KSA Bd. I, 1967-77 und 1988 München: dtv, S. 883.

Es entspricht der Erfahrung, daß dabei auf eine Richtung immer die entgegengesetzte folgt. Und obgleich es denkbar und wünschbar wäre, daß eine solche Umkehr sich wie ein Schraubengang vollzöge, der bei jedem Richtungswechsel höher steigt, gewinnt aus unbekannten Gründen die Entwicklung dabei selten mehr, als sie durch Umweg und Zerstörung verliert. (MoE 249)

In den meisten Sphären des Lebens wird dauernde Erneuerung vollzogen. Doch fehlt ihr das Bewusstsein ihrer jeweiligen Kurzlebigkeit und Zufälligkeit, sodass sie zu einem kopflosen Hin-und-Her wird und keinen Aufstieg, keinen Durchbruch kennt. Ästhetische und ethische Fragen dagegen werden nach Musil in einer scheinhaft konstanten Weise bewertet. Eine Doppelmoral entsteht:

Es ist ein Bild des Lebens [...], denn alle die lebhaften Menschen des Lebens, die es gänzlich unmöglich finden würden, einen Kraftwagen zu benützen, der älter als fünf Jahre ist, oder eine Krankheit nach den Grundsätzen behandeln zu lassen, die vor zehn Jahren die besten waren, die überdies ihre ganze Zeit freiwillig-unfreiwillig der Förderung solcher Erfindungen widmen und davon eingenommen sind, alles zu rationalisieren, was in ihren Bereich kommt, überlassen die Fragen der Schönheit, der Gerechtigkeit, des Glaubens, kurz alle Fragen der Humanität, soweit sie nicht geschäftliche Beteiligung daran haben, am liebsten ihren Frauen, und solange diese noch nicht ganz dazu genügen, einer Abart von Männern, die ihnen Kelch und Schwert des Lebens in tausendjährigen Wendungen erzählen, denen sie leichtsinnig, verdrossen und skeptisch zuhören, ohne daran zu glauben und ohne an die Möglichkeit zu denken, daß man es auch anders machen könnte. (MoE 248)

Auf der einen Seite stehen die Grundsätze im wissenschaftlichen, technischen und geschäftlichen Leben, die Interimscharakter haben, der aber nicht reflektiert wird. Auf der anderen finden sich die Grundsätze der Zwischenmenschlichkeit, die weiblich oder irrational-moralistisch codiert, vom ersten Bereich unberührt, aber ebenso beliebig und dazu noch wirklichkeitsfern sind. Die Sphäre der Ästhetik und Moral hat

ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt, sie ist überholt, hat aber eine gewisse Gültigkeit bewahrt. Dadurch fehlt etwas, das Handlungen und Verhaltensweisen motivieren oder legitimieren könnte. Das betrifft sogar die Speerspitze des Fortschritts, wie der Erzähler in seiner Darstellung der Vertreter des Ingenieursberufs ironisch konstatiert. Auch die wissenschaftlich und technisch Fortschrittlichsten sind nicht bereit oder fähig ihre Methode auf sich selbst anzuwenden, ja sie lehnen diesen Anspruch vehement ab: »[D]en Vorschlag, die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden, würden sie ähnlich empfunden haben wie die Zumutung, von einem Hammer den widernatürlichen Gebrauch eines Mörders zu machen.« (MoE 38)

Der Möglichkeitsmensch unterliegt demselben Zwiespalt. Auch er ist »von Folgerichtigkeit weit entfernt« (MoE 17); auch er betreibt keine Selbstreflexion.

Unpraktische Vernunft

Explizit wird darauf verwiesen, dass es dem Möglichkeitsmenschen nicht um einen funktionalen Nutzen, nicht um die geschickte Anwendung geht, diese lägen im Bereich des Wirklichkeitssinnes, er ist vielmehr »[e]in unpraktischer Mann« (MoE 17).

Dieser Umstand lässt noch einmal an die Tür und die Zielgerichtetetheit des Wirklichkeitssinnes im Vergleich zum Möglichkeitsmenschen denken.

Die beiden Modi des Wirklichkeitssinnes werden an dieser Stelle an zwei in vieler Hinsicht konträre Romanfiguren geknüpft, nämlich an Ulrich und seinen Vater.

Beispielhaft veranschaulicht wird die Anwendung von Wirklichkeitssinn, der sich die »wirklichen Möglichkeiten« zunutze macht, durch den Verweis auf Ulrichs Vater. Seine erfolgreiche Laufbahn wird im dritten Kapitel beschrieben. Sein Aufstieg vom Hauslehrer zum Rechtsanwaltsgehilfen, Professor und »Rechtskonsulenten fast des gesamten Feudaladels« (MoE 14), der schließlich selbst zum »Ritter, Komtur, ja sogar Großkreuz hoher Orden, [...] in den erblichen

Adelsstand« (MoE 15) erhoben wird, beruht auf einer Verhaltensweise, die feste Grundsätze mit zielführenden Aktionen vereint. Der Vater verpasst keinen Anlass, sich bei seinen ehemaligen Auftraggebern und Gönnern in Erinnerung zu rufen, aus »Liebe für das sozusagen allgemein und überpersönlich Nützliche, mit anderen Worten aus einer ehrlichen Verehrung für das, worauf man seinen Vorteil baut« (ebd.). Er handelt planvoll und vernünftig. Für ihn ist eine Tür nichts Rätselhaftes, vor dem man zögert, sondern schlicht dazu da, durchschritten zu werden und den Weg zu mehr Privilegien freizumachen. Seine festen Charakterzüge sind paradoxerweise auch Charakter Schwächen – Berechnung und Liebdienerschaft gehören zu den Konstanten im Verhalten des Vaters.

Dass Ulrichs Vater als Kontrastfolie für Ulrich selbst gelten kann, verrät schon der Titel dieses dritten Kapitels »Auch ein Mann ohne Eigenschaften hat einen Vater mit Eigenschaften« (MoE 13). Dieser Gegensatz von Eigenschaftslosigkeit zu deutlichen Eigenschaften⁹ und Charakterzügen wird dann im folgenden Kapitel mit der Beschreibung von Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn zunächst von der familiären Konstellation abstrahiert und auf eine allgemeine Ebene gehoben, bevor das fünfte Kapitel »Ulrich« sich wieder dem Protagonisten zuwendet. Er ist, im Gegensatz zu seinem Vater »jemand, der auch sich selbst gegenüber keinen Wirklichkeitssinn aufbringt,« sodass es ihm »unversehens widerfahren kann, daß er sich eines Tages als ein Mann ohne Eigenschaften vorkommt« (MoE 18).

Die Beziehung zur Wirklichkeit, die Ulrich eingeht, ist also im Vergleich zur Selbstplatzierung seines Vaters »keineswegs eine sehr eindeutige Angelegenheit«. Denn »der Mann mit jenem Wirklichkeitssinn, den man Möglichkeitssinn nennen kann« (ebd.) ist nicht auf seinen Vorteil bedacht. Er legt seinem Verhältnis zur Wirklichkeit »Ideen« zugrunde und gewinnt ebensolche aus dieser.

Daraus ergibt sich, so scheint es, ein äußerst weites Spektrum des Zusammenhangs zwischen Geistestätigkeit und realer Aktion, der von

⁹ Zum Begriff der Eigenschaft vgl. Schmidt, Jochen, *Ohne Eigenschaften*, Tübingen 1975: Max Niemeyer, insbesondere S. 46-62.

»müßige[n] Hirngespinste[n]« bis zur Erwiderung einer Ohrfeige samt anschließender Reue reicht. Eine Verhaltensfreiheit tut sich auf, eine Freude an der Lebensuntüchtigkeit auf Kosten des tüchtigen Papas, der diese Haltung ablehnt und nichts sehnlicher wünscht, als seinen Sohn in geregelten Verhältnissen zu sehen.

Gerade diese Bandbreite von Relationen zur Wirklichkeit ist ein auf-fallendes Merkmal des ersten Erscheinen Ulrichs im zweiten Kapitel des Romans.

Hier wird Ulrich hinter dem Fenster seines Hauses die Straße betrachtend dargestellt. Der Anschein der Kontemplation und des ästhetischen Genusses, der sich einstellt, wenn Ulrich »durch den zartgrünen Filter der Gartenluft auf die bräunliche Straße« blickt, wird noch im selben Satz durch eine genaue, technisch-naturwissenschaftliche Tätigkeit konterkariert: »und zählte mit der Uhr seit zehn Minuten die Autos, die Wagen, die Trambahnen«, um gleich darauf vom bildlichen Eindruck wieder überlagert zu werden: »und die von der Entfernung ausgewaschenen Gesichter der Fußgänger, die das Netz des Blickes mit quirlender Eile füllten«. Das Wechselspiel widersprüchlicher Modi, von konzentriertester Tätigkeit und völliger Untätigkeit, von chronologischer Messung und Erlebnis der »Zeit, für die es kein Maß gibt,« (MoE 12) ¹⁰ von ästhetischer Erfahrung und rationaler Kategorisierung wird durch das ganze Kapitel fortgesetzt. Die mehrfachen Brüche, die in der Beschreibung von Ulrichs Weltverhältnis in jedem Satz auftreten, erzeugen den Effekt eines Changierens, eines Facettenreichtums. Die einander entgegengesetzten Möglichkeiten scheinen nicht nur potentiell auf, sondern in ihrer Aktualisierung als parallel bestehende oder im schnellen Wechsel auftretende Verhaltensweisen.

¹⁰ Inka Mülder-Bach verweist im Zusammenhang mit der messbaren und nicht-messbaren Zeit ebenso wie bei der »gedankenexperimentellen ›Berechnung‹ der menschlichen Muskelanstrengung, mit der Ulrich beschäftigt ist« auf Henri Bergsons Werk »Zeit und Freiheit«, Vgl. Mülder-Bach 2013, S. 82 Anm. 24. Mehr zur Frage der Zeit im *Mann ohne Eigenschaften* siehe Kapitel *Schreiben in Wirklichkeit* dieser Arbeit.

Ebenso wie für seinen Protagonisten gilt dieses Verfahren auch für den Text. Im Sinne der Kritik, die Musil am Begriff der simplen Kausalität, der vereinfachten Auffassung von Ursachen und der verengenden Funktion der »Eigenschaftlichkeit« übt, führt *Der Mann ohne Eigenschaften* Beschreibungen vor, die offen uneindeutig bleiben.

Neben dem Kontrast von ratioider und nicht-ratioider¹¹ Bezugnahme auf die Wirklichkeit führt der Text auch eine Unterscheidung von Stärke und Schwäche ein, die sogleich als Inversion üblicher Vorstellungen dieser Begriffe erscheint:

Könnte man die Sprünge der Aufmerksamkeit messen, die Leistungen der Augenmuskeln, die Pendelbewegungen der Seele und alle die Anstrengungen, die ein Mensch vollbringen muß, um sich im Fluß einer Straße aufrecht zu halten, es käme – so hatte er gedacht, und spielend das Unmögliche zu berechnen versucht – eine Größe heraus, mit der verglichen die Kraft, die Atlas braucht, um die Welt zu stemmen gering ist, und man könnte ermessen, welche ungeheure Leistung heute schon ein Mensch vollbringt, der gar nichts tut. Denn der Mann ohne Eigenschaften war augenblicklich ein solcher Mensch. (MoE 12)

Im Zitat ist Atlas – der bekannt ist für seine Stärke, die er benötigt, um die Erde zu stemmen – schwach, wenn man ihn in Relation zu einem Menschen setzt. Und zwar verglichen mit jedem beliebigen Bewohner der Großstadt, dem es gelingt, dem Strom der Passanten im Verkehr einer Straße zu folgen,¹² also dem Normalfall, so gewohnt, dass er einem als »gar nichts tu[n]« erscheint.

¹¹ Vgl. zu Musils Differenzierung von Ratioidem und Nicht-Ratioidem »Skizze der Erkenntnis des Dichters« GW, Bd. 8, S. 1025-1030, wobei das Nicht-Ratioide als Verschiebung bis hin zur Umkehrung des Rationalen der Bereich der Dichtung sei, S. 1028.

¹² Ekkehard Schreiter weist auf die Ambiguität des Begriffes »Verkehr« hin, der ursprünglich im Sinne der Umkehrung, der Verwandlung ins Gegenteil benutzt wurde, bevor der noch heute gebräuchliche Sinn von »umgehen« aufkam. Vgl. Schreiter, Ekkehard, *Verkehr bei Robert Musil*, Opladen 1994: Westdeutscher Verlag, S. 10f.

Umso verweisungsreicher wird diese Umkehrung der Kräfteverhältnisse dadurch, dass die Anfangssituation des Romans, das erste Kapitel mit der Beschreibung eines Verkehrsunfalls, gerade vorführt, was geschieht, wenn jemand im Verkehrsfluss nicht mehr der allgemeinen Bewegungsrichtung folgt, sondern »aus der Reihe« springt und »mit einem Rad auf der Bordschwelle, gestrandet« (MoE 10) stehen bleibt.

Dadurch entsteht ein sich fortsetzendes Anhalten, Stillstand, der dann auch die beiden Spaziergänger betrifft, die hypothetisch als Arnheim und Ermelinda Tuzzi bezeichnet werden. Der Straßenfluss wird zeitweise gestört, die Menschen sammeln sich und vollführen am Opfer des Unfalls wenig zielgerichtete Handlungen, die sich gegenseitig aufheben – man wartet:

Abwechselnd knieten die Leute bei ihm nieder, um etwas mit ihm anzufangen; man öffnete seinen Rock und schloß ihn wieder, man versuchte ihn aufzurichten oder im Gegenteil ihn wieder hinzulegen; eigentlich wollte niemand etwas anderes damit, als die Zeit ausfüllen, bis mit der Rettungsgesellschaft sachkundige und befugte Hilfe käme. (MoE 10f.)

Auch diese Aktionen sind unpraktisch, wie Ulrichs Beobachtungen. Doch sind sie nicht ruhig, sie erscheinen als eine Art tätiges »Garnichts-Tun.« Indem sie einem bestimmten, sinnlosen, kollektiv sich ergebenden Ablauf folgen, bleiben sie zugleich völlig wirkungslos.

Wenn der Mann ohne Eigenschaften, der Protagonist des Romans als einer von vielen eingeführt wird, als einer von allen, so fällt auf, dass Ulrich in der Szene, die diese Setzung vornimmt, ja gerade nicht auf der Straße unterwegs ist, sondern an seinem Fenster steht. Obgleich sein Nichts-Tun eingereiht wird in das Nichts-Tun aller anderen, scheint es doch einen ganz anderen Stellenwert einzunehmen. Um im Bild des Flusses zu bleiben, Ulrich wird gerade nicht mitgerissen. Dabei bleibt offen, ob die Leistung der zählenden Bewegungslosigkeit im Vergleich zur Kraftanstrengung des Spazierens höher oder geringer wäre.

Gewissermaßen stellt seine Position ebenso eine Ausnahme dar wie der Unfall. Auch Ulrichs Blicke auf die Straße bilden eine »quer schla-

gende Bewegung« im Verhältnis zum Verkehrsfluss allerdings eine, die dessen Bewegung nicht aufzuhalten oder zu stören scheint.¹³ Auch damit fällt wieder die Ambivalenz dieser Haltung als »aktiver Passivismus« (MoE 356) ins Auge. Während Ulrich für sich betrachtet im Inneren seines Hauses einer konzentrierten Tätigkeit nachgeht, ist diese Aktivität nach außen hin Untätigkeit. So benennt der Erzähler sie auch. Die aktive Nicht-Handlung entzieht sich den Kategorien von Effizienz. Damit weist Ulrichs Verhalten die Qualität auf, die im Roman an späterer Stelle auch den »Gedanken« zugeschrieben wird: Einerseits eignet ihr eine »das Einzelgeschöpf mit anderen Menschen und Dingen verknüpfende Fähigkeit«; andererseits bleibt diese Verknüpfung jedoch fragil. Ihre Gültigkeit steht infrage, denn »leider scheint das, was ihnen [den Gedanken] ihre Heilkraft gibt, das gleiche zu sein, was ihre persönliche Erlebnishaftigkeit vermindert«. (MoE 113)

Der Anschein, es geschehe nichts, wenn gedacht wird, bezieht sich also nicht nur auf die anderen Menschen, sondern auch auf den Denkenden selbst, wie ironisch veranschaulicht wird: »Die beiläufige Erwähnung eines Haares auf einer Nase wiegt mehr als der bedeutendste Gedanke« (MoE ebd.)

Das Denken hat eine doppelte Bedeutung, es ist eine enorme Leistung, die aber als erlebnisarme Erfahrung nach außen hin wirkungslos bleiben kann, während sie für das Verhältnis des Einzelnen zur Welt konstitutiv ist. Auf diese Weise lässt sich verstehen, weshalb der Möglichkeitssinn, der ja zunächst eine gedankliche Tätigkeit voraussetzt, »für den einzelnen Menschen sowohl eine Schwäche wie eine Kraft« (MoE 18) besitzt.

¹³ In Hinblick auf die Physik zu Musils Zeit, insbesondere die Heisenbergsche Unschärferelation von 1927, ist es bedeutsam, dass Ulrichs Beobachtung die Verkehrssituation nicht stört. Das erste Kapitel stellt diesen Eindruck aber in Frage. Es ist, als hätte in einer zeitlichen Inversion die spätere Zählung zum angefänglichen Unfall geführt, der ja buchstäblich eine Abweichung ist. Die Schilderung gleichermaßen zweifelhafter meteorologischer Umstände und Statistiken amerikanischer Verkehrstoter mit horrend hohen Zahlen verweisen auf naturwissenschaftliche Praktiken und deren Schwierigkeiten.

Das gleichzeitige Vorherrschen dieser beiden Möglichkeiten ist für Ulrich konstitutiv.

Er wandte sich ab, wie ein Mensch der verzichten gelernt hat, ja fast wie ein kranker Mensch, der jede starke Berührung scheut, und als er sein angrenzendes Ankleidezimmer durchschreitend, an einem Boxsack, der dort hing, vorbeikam, gab er diesem einen so schnellen und heftigen Schlag, wie es in Stimmungen der Ergebenheit oder Zuständen der Schwäche nicht gerade üblich ist. (MoE 13)

Der Mann ohne Eigenschaften stemmt sich also wie beschrieben mit seiner Beobachtung gegen den Verkehrsfluss und versucht spielerisch eine Berechnung der Kräfte, von der er weiß, dass sie keinen Erfolg haben kann. Anschließend wendet er sich ab, wobei dieses Ablassen von der Betrachtung der Welt durch die Scheibe mit Kraftlosigkeit, Schwäche und sogar Krankheit assoziiert wird, allerdings vielleicht auch nur dem Anschein nach, nur wie ein Kranter oder ein Verzichtender bewegt er sich. Schließlich richtet er seinen kraftvollen Schlag auf den Boxsack. Diese physische Aktivität bringt Stärke zum Ausdruck und bleibt als Übung und Vorbereitung doch wirkungslos in Bezug zur Wirklichkeit. Tatsächlich kann Ulrich sich im 7. Kapitel trotz seines regelmäßigen Trainings gegen den Angriff »dreier Strolche« (MoE 26) nicht angemessen wehren, verpasst aber auch den Moment zur Flucht.

Unpersönlich und kollektiv, Kakanien

Stärke und Schwäche sind im Spannungsfeld vom Persönlichen zum Über- bzw. Unpersönlichen angesiedelt. Davon zeugt auch die Darstellung einer »Art überamerikanische[r] Stadt« im 8. Kapitel. Denn die »soziale Zwangsvorstellung« einer maschinellen, rationalisiert funktionierenden Stadt, »wo alles mit der Stoppuhr in der Hand eilt oder stillsteht« (MoE 31), wird auf doppelte Weise als gleichzeitig persönlich-unpersönlicher Wunsch- und Albtraum eingeführt:

In dem Alter, wo man noch alle Schneider- und Barbierangelegenheiten wichtig nimmt und gerne in den Spiegel blickt, stellt man sich oft einen Ort vor, wo man sein Leben zubringen möchte, oder wenigstens, wo es Stil hat, zu verweilen, selbst wenn man fühlt, daß man für seine Person nicht gerade gern dort wäre. (MoE ebd.)

Der Traum eines solchen »ungeheuren neuen, kollektiven, ameisenhaften Heldenstums« (MoE 13) tritt also gerade in einer Zeit auf, in der man ein eitles persönliches Interesse an sich und seinem Aussehen hat. So scheint zu dieser intensiven Selbstwahrnehmung, die mit dem Blick in den Spiegel Bestätigung sucht, die Vorstellung einer im Ganzen optimierten, und dabei kräftesparenden Gesellschaft dazuzugehören. Das Fühlen als Sitz der Individualität leistet dabei Widerstand gegen diese Idee. Das Gefühl lehnt die Vorstellung der unpersönlichen Stadt zwar nicht rundheraus ab, kann sich selbst als Besonderes aber nicht damit in Einklang bringen und wäre also seinerseits nicht gerne Teil dieses Bildes.

Diese medial und im Verkehr akzelerierte, optimierte Stadt, technisch selbst dort, wo es um die Zwischenmenschlichkeit geht, befindet sich in einem Zustand insgesamt gesteigerter, individuell aber reduzierter Kraft:

Stößt man bei irgendeiner dieser Tätigkeiten auf Schwierigkeit, so läßt man die Sache einfach stehen; denn man findet eine andre Sache oder gelegentlich einen besseren Weg, oder ein anderer findet den Weg, den man verfehlt hat; das schadet gar nichts, während durch nichts so viel von der gemeinsamen Kraft verschwendet wird wie durch die Anmaßung, daß man berufen sei, ein bestimmtes persönliches Ziel nicht locker zu lassen. In einem von Kräften durchflossenen Gemeinwesen führt jeder Weg an ein gutes Ziel, wenn man nicht zu lange zaudert und überlegt. Die Ziele sind kurzgesteckt; aber auch das Leben ist kurz, man gewinnt ihm so ein Maximum des Erreichens ab, und mehr braucht der Mensch nicht zu seinem Glück, denn was man erreicht, formt die Seele, während das, was man ohne Erfüllung will, sie nur verbiegt; für das Glück kommt es sehr wenig auf das an, was man will, sondern nur, darauf, daß man es erreicht. Außerdem lehrt

die Zoologie, daß aus einer ganzen Summe von reduzierten Individuen sehr wohl ein geniales Ganzes bestehen kann. (MoE 31f.)

Triebfeder der Einrichtung dieser Stadt ist die Suche nach dem Glück, sowohl dem individuellen als auch dem kollektiven, sie fallen hier zusammen. Dabei scheint Glück genau das zu sein, was in der absoluten Gesetzmäßigkeit der »Laboratoriumserfahrung« (MoE 31) keine Rolle spielt. Topoi des Persönlichen wie »Glück«, »Ziele«, »Seele« und das »kurze Leben« wirken ironisch deplatziert in der »ameisenhaften« automatischen Einrichtung der Gesellschaft, die ja gerade ohne Telos zu sein scheint. Das hier evozierte Glück ist ein reduzierter Zustand – intakt aber widerspruchs- und widerstandslos. Der Aspekt des Überpersönlichen ist in dieser Phantasie so gesteigert, dass für Möglichkeits- sinn oder Gedankenspiele, für Gefühlsunsicherheiten kein Raum mehr bleibt. Jeder Weg ist der richtige, »wenn man nicht zu lange zaudert und überlegt.« Gerade die Ambivalenzen, Entscheidungsschwierigkeiten und dieses Zögern sind es aber, was der *Mann ohne Eigenschaften* in aller Ausführlichkeit behandelt. Damit verzichtet er auf rege Aktivität, auf kollektive Leichtigkeit. Er akzeptiert wie sein Protagonist, möglicherweise nicht das zu erreichen, was er gewollt hat. Vielleicht verabschiedet er sich sogar vom Wollen wie vom Glück. Stattdessen gibt er sich der Deformation, der Verbiegung hin, die ein aktiver Passivismus darstellt, einer Defizienz, die in der ökonomischen Logik der totalen Rationalität als Überfluss auftritt, als Spaziergang gegenüber dem direkten Weg. Verfolgt der direkte Weg ein (beliebiges) Ziel, hat das Spazieren sich von vornherein keines gesetzt und geht damit aufs Geratewohl, sich allen Verzögerungen aussetzend, möglicherweise sich verirrend, denn gerade die Widerstände auf dem Weg, seine Verschlingungen, werden zum Lust- und Qualvollen zugleich.

Entsprechend vielsagend ist es, dass Kakanien, der Schauplatz des Romans, als Gegenbild zum »rationalisierten Heldenamt« erscheint. Was in der »überamerikanischen Stadt« getilgt ist, herrscht hier vor: »Ein Heimweh nach Aufgehaltenwerden, Nichtsichentwickeln,

Steckenbleiben, Zurückkehren zu einem Punkt, der vor der falschen Abzweigung liegt! »¹⁴

Diese Wünsche bringen auch Ulrich dazu, nach Wien zurückzukehren, wo er sich eine Möglichkeit zur »Rettung der Eigenheit« (MoE 47) erhofft. Denn im Unterschied zu anderen Orten, wo man davon ausgeht, dass auch »Fußballspieler und Rennpferde Genie haben« wird in Kakanien »immer nur ein Genie für einen Lümmel gehalten, aber niemals, wie es anderswo vorkam, schon der Lümmel für ein Genie.« (Ebd.)

Entscheidend ist in Musils untergehendem Österreich-Ungarn nicht die Rationalisierung, die in reger Aktivität das »Glück« aller stiftet – ein kleines Glück, das nicht nach Zielen fragt, sondern sich beständig erschöpft im permanent erneuerten Gefühl momentaner Erfüllung dessen, »was man will« (MoE 31). Kakanien ist noch kein industriell kapitalistisch durchorganisiertes Land, sondern eines, in dem die Bürokratie mit moralischen Kodizes agiert und dabei hohe Ansprüche an eine traditionalistische Auffassung vom Geist stellt. Diese führen weder zu Glück noch direkt zu Kollektivismus, sondern in die Feindseligkeit, in »die Abneigung jedes Menschen gegen die Bestrebungen jedes anderen Menschen, in der wir heute alle einig sind« (auf einem Umweg wird also doch eine perverse Einigkeit hergestellt) und die sich »in diesem Staat schon früh, und man kann sagen, zu einem sublimierten Zeremoniell ausgebildet« (MoE 34) hatte. Doch gerade im Moment des Widerwillens liegt eine Chance zur Subversion, die im Ameisenstaat nicht mehr zu finden ist, eine Freiheit des Uneindeutigen, eine Möglichkeit, die Richtung zu ändern.

Kakanien ist die Heimstatt von Doppeldeutigkeit und Widersprüchen. Gerade in der gegenseitigen Abneigung, dem Konflikt, besteht

14 Dass im Aufhalten auch eine Kraft des Umsturzes liegen kann, ist spätestens seit Walter Benjamins berühmten Zitat bekannt: »Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.« Benjamin, Walter, »Über den Begriff der Geschichte« in: *Werke und Nachlass, Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 19, Berlin 2010: Suhrkamp, S. 153.

die Einigkeit der Bewohner dieses Staates, der sich durch die Gleichzeitigkeit von Unvereinbarem auszeichnet, einem Sowohl-als-auch, das wohl auch leicht ins Weder-noch changieren kann. Hier kann man eben doch nachdenken und zögern, beobachten und dazwischengehen, aktiv und passiv zugleich sein.

Der vermeintliche Individualismus in Kakanien ist »keineswegs eine sehr eindeutige Angelegenheit« (MoE 18). Der von Ulrich erhofften »Rettung der Eigenheit« (MoE 47) steht »das Mißtrauen gegen die eigene Person und deren Schicksal« (MoE 34) entgegen. Die Kakanier behandeln auch sich selbst mit einem geringen Maß an Wirklichkeitssinn und an Zuneigung. Auch auf der kollektiven Ebene des Staates tritt ein Zwiespalt zwischen Denken und Handeln auf, infolgedessen die Vorstellung von Charakter oder Eigenschaften ausgehöhlt wird.

Man handelte in diesem Land – und mitunter bis zu den höchsten Graden der Leidenschaft und ihren Folgen – immer anders, als man dachte, oder dachte anders als man handelte. Unkundige Beobachter haben das für Liebenswürdigkeit oder gar für Schwäche des ihrer Meinung nach österreichischen Charakters gehalten. Aber das war falsch; und es ist immer falsch, die Erscheinungen in einem Land einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnenalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten [...]. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun andern Charaktere tun und was mit ihnen geschieht, also mit andern Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte. (MoE 34)

In diesem ausführlichen Zitat wird an jedem Menschen zunächst eine Vielzahl von Eigenschaften oder Charakteren konstatiert, mindestens

neun, sodass einheitliches Handeln oder Denken bereits schwer möglich scheint. Im zweiten Schritt werden aber auch diese Eigenschaften als zufällig vorhandene Rinnale gekennzeichnet, die beweglich, variabel und eben völlig ohne Individualität einen Menschen weniger ausfüllen als auflösen. Dort, wo Charakter oder Persönlichkeit erwartet werden könnte, bleibt gerade nichts, eine Leere. Eine Mulde, deren Form auch kein dauerhaftes, individuell kennzeichnendes Merkmal aufweist, weil sie zufällig durch die verschiedenen Rinnale wechselnder Eigenschaften entstanden ist. So scheint es zwar einerseits nationale Unterschiede zu geben, denn »[d]ieser, wie man zugeben muß, schwer zu beschreibende Raum ist in Italien anders gefärbt und geformt als in England,« doch sind diese Unterschiede ebenso kontingente wie individuelle Formungen, aus denen zunächst einmal kein Sinngehalt erwächst. Dieser »zehnte Charakter«, der das Fehlen von Charakter selbst ist, wird zum Attribut des Menschen überhaupt erklärt »und ist doch da und dort der gleiche, eben ein leerer, unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit drinsteht wie eine von der Phantasie verlassene kleine Steinbaukastenstadt.« (MoE 34)

Dieses Fehlen und diese Leere sind eine Form der Freiheit, die den Möglichkeitssinn wirksam macht. Denn offenkundig hat das Fehlen von festen Eigenschaften und Notwendigkeiten für die Wirklichkeit einen aushöhlenden Effekt. Im Bild der verlassenen Spielzeugstadt wird die Notwendigkeit phantasievoller Ergänzung der Wirklichkeit deutlich. Ohne ihn besteht die wirkliche Welt aus verknöcherten Sedimenten, sinnlos gewordenen Zeugen eines vergangenen Spiels. Die Leere wird zum Knotenpunkt aller Ideen, Vorstellungen und Erfindungen, seien sie vernünftig oder wahnsinnig. Der Möglichkeitssinn kann die Wirklichkeit als verlassene Kulisse wieder beleben und als Erfindung fruchtbar machen, indem er sich gerade ihren Mangel an Festigkeit, Notwendigkeit und Unwandelbarkeit zunutze macht.

Ein mit Möglichkeitssinn begabter Mensch, wie er in Kakanien häufig zu sein scheint, wird »negativ frei« (MoE 35), wenn er der Gefahr widersteht, die Wirklichkeit als zwangsläufig Gegebenes zu betrachten. Da er folgerichtig in Bezug auf sich selbst von derselben Kontingen-

ausgeht, die seine Wirklichkeit geformt hat, ist die Kategorie des Handelns höchst fraglich geworden, Kakanien ist ein Staat,

der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte [...], ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen wie von dem Hauch der Ozeane umspült, denen die Menschheit entstieg. (MoE 35)

Anstelle von planvollen Aktionen und Taten gibt es in Kakanien zufällig und ohne bewussten Urheber sich ereignende Geschehnisse.

Es ist passiert, sagte man dort, wenn andre Leute anderswo glaubten, es sei wunder was geschehen; das war ein eigenartiges, nirgendwo sonst im Deutschen oder in einer andern Sprache vorkommendes Wort, in dessen Hauch Tatsachen und Schicksalsschläge so leicht wurden wie Flaumfedern und Gedanken. (MoE ebd.)

Das Geschehen ohne Absicht und Kontrolle erfasst Tatsachen, unabänderlich wirkende Gegebenheiten und bedingt einen Eindruck von Schicksalhaftigkeit. Wer an der Wirklichkeit orientiert ist, mag sich dadurch machtlos, ohne Einfluss vorkommen. Offenbar hat das »passieren« aber noch eine andere Dimension, deren Vorteil darin besteht, dass die Geschehnisse nicht als vorherbestimmte und unabwendbare auftreten, sondern eine Leichtigkeit erhalten, durch die sie einen Spielraum zurückgewinnen. Durch den Mangel an Eindeutigkeit, die Schicksal oder Tatsachen eignet, gewinnt die Wirklichkeit die Vorläufigkeit, flüchtige Wandelbarkeit und Flexibilität von »Gedanken« oder von Geschichten, die gelesen werden, die für eine längere oder kürzere Zeit bedeutsam sind, aber doch nicht den Verlauf eines Lebens bestimmen. Dadurch wird eine indirekte Möglichkeit zur Weltgestaltung wieder eingeführt. Je nachdem, wie das Passierte gedeutet wird, ergeben sich unterschiedliche Möglichkeiten des Weiterdenkens. Die Phantasie kann auf verschiedenste Weise die leere »Steinbaukastenstadt« füllen, sich Leben für sie ausdenken.

Und hier wird wieder die göttliche Funktion des Möglichkeitsdenkens offenbar, das an einer permanenten Schöpfung der Menschheit

beteiligt ist, im Sinne von Ulrichs Gott des Konjunktivs, dem die nicht verwirklichten Möglichkeiten ebenso wichtig sind und bleiben wie die umgesetzten.

Der Möglichkeitssinn kann damit nie zu etwas Abgeschlossenem werden, ohne seinen grundlegenden Charakter einzubüßen. Zwar ist seine »Entwicklung [...] zurzeit noch im Fluß« (MoE 18), der Möglichkeitssinn also offenbar noch nicht in einer Reinform ausgebildet. Vielleicht bleibt er aber auch fluid und im Wandel. Schließlich ist das Im-Fluss-Sein – ein Bild, das im Verlauf des gesamten Romans immer wieder präsent ist¹⁵ – das Nicht-Abgeschlossene gerade das, was den Möglichkeitssinn ausmacht. Seine Stärke wie seine Schwäche besteht darin, ein fließendes Verhältnis von Erdachtem und Vorhandenem anzunehmen, zwischen denen keine klare Unterscheidung mehr möglich ist.

Auch hinsichtlich seiner Individualität ist der Möglichkeitsmensch zwangsläufig in einer uneindeutigen Lage. Versteht er sich einerseits als »Mann ohne Eigenschaften« als unpersönlich und vorläufig, so bleibt seine Tätigkeit des Erdenkens von Möglichkeiten eine individuelle, die Beschäftigung eines Einzelnen, die außerdem hauptsächlich allein und häufig in Zurückgezogenheit von der Welt durchgeführt wird. So würde bei einem bis zu Ende entwickelten Möglichkeitssinn, der auch in Bezug auf sich selbst keine Ausnahmen macht, derjenige verschwinden, der die Möglichkeit »erweckt« (MoE 17). Musil betont das Moment des Unpersönlichen, dem Denkenden selbst Unzugänglichen, das in jedem Denkprozess enthalten ist. »Je besser der Kopf, desto weniger ist dabei [beim Denken, N.I.] von ihm wahrzunehmen.« (MoE 112)

Auch der Denkprozess »passiert« also, ist nicht willensgesteuert und beinahe unbemerkt »und man kann ganz deutlich ein leicht verdutztes Gefühl darüber in sich wahrnehmen, daß sich die Gedanken selbst gemacht haben, statt auf ihren Urheber zu warten.« (MoE 112). Auch im Nachhinein bleiben die Gedanken für den Einzelnen

¹⁵ Als mögliches Motto für den *Erlöser*, einem der Entwurfsgrundlagen für den *Mann ohne Eigenschaften* hatte Musil Heraklits Spruch »Panta rei« notiert, GW, Bd. 5, S. 2015. Vgl. Zu den Fluss-Bildern im *Mann ohne Eigenschaften*, Mülder-Bach 2013, S. 78.

unverfügbar. Denn das Denken bedarf der Gegenwart, in der Vergangenheitsform verliert es seinen spezifischen Charakter persönlicher Bedeutung. Es hat

wenn es fertig ist, [...] schon nicht mehr die Form des Gedankens, in der man es erlebt, sondern bereits die des Gedachten, und das ist leider eine unpersönliche, denn der Gedanke ist dann nach außen gewandt und für die Mitteilung an die Welt hergerichtet. Man kann sozusagen, wenn ein Mensch denkt, nicht den Moment zwischen dem Persönlichen und dem Unpersönlichen erwischen, und darum ist offenbar das Denken eine solche Verlegenheit für die Schriftsteller, daß sie es gern vermeiden. (MoE ebd.)

Im *Mann ohne Eigenschaften* wird die Darstellung von Denkprozessen nicht vermieden. Ja, ganz im Gegenteil scheint das persönlich-unpersönliche Moment des Denkprozesses generalisiert und zum Erzählprinzip erhoben. Die »Wesensart« der Gedanken, »das Einzelgeschöpf mit anderen Menschen und Dingen« (MoE 113) zu verknüpfen, ist im Roman strukturgebend. Verknüpfungen der Figuren und Themenkomplexe sind ebenso zahlreich wie vielfältig. Individuelles und Generisches sind unauflöslich verwoben.¹⁶ Nicht nur ist der Protagonist bekanntlich ein »Mann ohne Eigenschaften«, dessen Familienname explizit nicht genannt wird; auch alle anderen Romangestalten können zugleich als individuelle Figuren und als Diskurskomponenten, als Stellvertreter bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungen und Erscheinungen gelesen werden. Darüber hinaus verkörpern sie romanintern in Bezug auf Ulrich die Ausgestaltung einer Möglichkeit oder eines Möglichkeitsspektrums.

Die Ambiguität von Persönlichem und Unpersönlichem spiegelt sich insbesondere auch in der sprachlichen Gestaltung des Romans, in der Erzählstimme selbst. Selten kann man genau dingfest machen, wem sich einzelne Überlegungen, Einschätzungen und Vergleiche zuordnen lassen, meist changiert der Text zwischen einem mehr oder

¹⁶ Zum Weben, vgl. 6. Kapitel dieser Arbeit.

weniger auktorialen Erzähler und Ulrich beziehungsweise anderen Figuren.

Im *Mann ohne Eigenschaften* ist die Frage nach Humanität immer eine ästhetische Frage. Moral wird mit der Frage nach »Schönheit« (MoE 248) korreliert. Der Möglichkeitssinn steht sich, wo es ums Handeln geht, selbst im Weg, wo es darum geht, Ziele zu erreichen und glücklich zu werden. Doch gäbe es ohne ihn nur eine reduzierte Welt ohne Schönheit, gäbe es ohne das Innehalten und Zögern nichts, was Schönheit wahrnehmen und ihre Bedeutung verleihen könnte.

Die Lebensform des Möglichkeitssinnes ist nie woanders als im Da-zwischen von Gegensätzen zu finden. Sie ist zugleich unpersönlich wie singulär, sie ist schöpferisch, indem sie sich der Profession verweigert, sie denkt, ohne über die Ergebnisse dieses Denkens verfügen zu können. Entscheidend ist ihr aktiver Passivismus, der allein den scheinbar unaufhaltsamen Fluss gesellschaftlicher, wissenschaftlicher, technischer und ökonomischer Prozesse arretiert. Indem er beobachtet und sich der Teilnahme verweigert, gebietet er dem Ablauf einer als gegeben hingenommenen Wirklichkeit Einhalt. Eine solche Passivität versieht das Faktische mit einem elementaren Zweifel und gewinnt daraus einen Spielraum der Abweichung, des Anders-Denkens, der Deutung und Gestaltung. Diese Haltung, die sich mit voller Aufmerksamkeit der Betrachtung des Tatsächlichen hingibt, ohne sich von ihm mitreißen zu lassen, verändert den Aspekt der Wirklichkeit. Deren Notwendigkeit wird ausgehöhlt und sinnentleert, um der Bandbreite der Möglichkeiten Platz zu machen. Nicht durch tätiges Mitwirken wird die Welt erschaffen und erweckt, sondern durch den Blick auf die Lücken, Leerstellen, das Unfertige oder nur scheinbar Feste, durch Möglichkeitssinn. Wer diesen hat, wird unweigerlich zum Passivistischen Mensch beginnt zu zaudern, zu zögern und sich auszumalen. Das affiziert die Wirklichkeit, die sich dann nicht mehr als konsistentes logisches und fertiges Ganzes darstellt, sondern in unendlich vielen unterschiedlichen Aspekten, die alle gleich wirklich oder unwirklich sind.

Denn aktiven Passivisten zählt nicht der Fluss des alltäglichen Lebens, es zählt der Fluss der Bedeutungen, die entstehen, verschwinden, ineinander übergehen und zugleich bestehen. Damit wird die eine Wirklichkeit unterminiert, aber im besten Fall im selben Zug die Wirklichkeit der Möglichkeiten erweckt und die Welt aus ihrer Starre wieder belebt.

